



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Die kirchliche Baukunst des Abendlandes**

historisch und systematisch dargestellt

**Dehio, Georg**

**Stuttgart, 1892**

5. Die Thüren

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-81352](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-81352)

## 5. Die Thüren.

Die Geschichte des Aussenbaus hat uns bereits den allgemeinen Begriff gegeben, zu welcher Bedeutung in der künstlerischen Gesamtordnung des Gebäudes der fortschreitende romanische Stil die Thür erhob; einer Bedeutung, die sie in ähnlicher Masse weder im antiken Tempel noch in der altchristlichen Basilika besessen hatte. Im antiken Tempel war sie, obgleich relativ und oft auch absolut grösser als in der romanischen Kirche, durch den Säulenportikus nicht bloss im figurlichen Sinne in Schatten gestellt worden; ebenso in der altchristlichen Basilika durch das Atrium. Der romanische Stil aber erhebt das Portal zum konzentrierten Ausdruck der Fassadenidee im ganzen. In diesem Satz sind die Grundlinien seiner Geschichte enthalten. Die Schulen, in deren Hand die Förderung der Fassadenkomposition lag, sind auch die massgebenden für die Entwicklung der Portale. Aber selbstverständlich: soviel zeitliche und örtliche Stilnünancen überhaupt, soviel Unterschiede in ihrer Behandlung. Man könnte allein aus ihnen eine ziemlich lückenlose Beispielsammlung für die romanische Ornamentlehre zusammenstellen. Doch ist es nicht dieses, nicht die Verästelung nach dem Besonderen hin, auf die es uns hier ankommt. Das wichtigste ist uns die Feststellung der Grundphänomene. Hierbei nun ergeben sich drei Paare alternativer Gestaltung:

1. Das Gewände ist entweder rechtwinklig oder verschrägt.
2. Der Abschluss ist entweder wagerecht oder bogenförmig.
3. Die Umrahmung springt entweder über die Fläche der Mauer vor oder sie vertieft sich nischenartig.

Das für die Gesamtgestaltung wichtigste, weil die anderen zum Teil mit bedingende Moment ist das erste. Es zeigt sich klar ausgeprägt bereits im Grundriss. Die Gegensätze sind dieselben, wie man bemerkt, die auch an den Fenstern vorkommen; und wie bei diesen verteilen sich die Arten im ganzen so, dass der rechtwinklige Einschnitt durchschnittlich den südlichen, der schräge den nördlichen Ländern eigen ist, jener aus der antiken Ueberlieferung stammend, dieser die eigentlich mittelalterliche Form.

Die Verschrägung hat es zunächst auf ein praktisches Ziel, Verminderung des Gedränges der ein- und ausströmenden Kirchenbesucher, abgesehen. Sie wird zur Notwendigkeit, sobald die Dicke der Frontmauer ein gewisses Mass übersteigt, und dieses war von jeher im Norden grösser als im Süden und nahm unter dem Einfluss des Ge-



wölbebaus weiter zu. Im Dom von Speier z. B. verhält sich die Thüröffnung zur Mauerdicke in runder Summe wie 1:2, im Dom von Mainz wie 1:1,3, ähnlich in Laach, Limburg u. a. m. Es ist klar, dass bei mangelnder Verschrägung die Thür zu einem ebenso unbequemen wie unschönen Engpass hätte werden müssen. Die Frage war nur, ob die Erweiterung mehr nach innen oder mehr nach aussen sich kehren sollte, oder, anders ausgedrückt, ob die die Thürflügel aufnehmende engste Partie näher der äusseren oder näher der inneren Fläche der Mauer liegen sollte. Im letztern Falle bildet die Thür den Hintergrund einer nischenartigen Höhlung und dies ist es, wofür die nordische Baukunst sich entschied, es ist klar, in welcher künstlerischen Absicht. In hohem Grade eignet diesem konzentrisch sich erweiternden Motiv der Eindruck des Einladenden, gleichsam wie ein Trichter Einschlüpfenden. Und wie imponierend drängt sich dem Auge die Mächtigkeit der Mauerstärke auf, wie kräftige Beleuchtungskontraste ergeben sich für die entgegengesetzten Seiten, wie stattdessen breitet sich das ganze aus bei verhältnismässig geringem Mauerdurchbruch. Aehnlich wie bei den Fenstern ist der Winkel der Abschrägung auf ein leicht fassliches Verhältnis, d. i. auf  $45^{\circ}$  gebracht; aber es wird niemals eine glatte Fläche gebildet, sondern dieselbe wird in eine Folge von rechtwinkligen Einsprünge aufgelöst; ein gleiches geschieht mit der Bogenlaibung; sind dann noch Säulen und Rundstäbe in die Winkel eingestellt, so kommt der reichste Eindruck zur Vollendung, so wird das Portal gleichsam zum Hohlspiegel, der das verjüngte Abbild der Innenperspektive mit ihren Pfeilern, Säulen und Arkaden nach aussen wirft. Das ist, im allgemeinen Umriss, die Entwicklung des romanischen Portals von der Zweckform zur Kunstform. Zum Schluss gewinnt die letztere ihr selbständiges Recht und so kommt es wohl vor, dass der Baumeister in der Umgebung der Thür die Mauer über das an sich notwendige Mass noch verstärkt, um eine grössere Zahl von Pfeilerecken und Ziersäulen zu gewinnen; ein Fall, der namentlich dann eintritt, wenn eine der an sich schwächeren Langseitswände mit einem Hauptportal begabt werden soll (Beispiele auf den Grundrisstafeln 156. 7, 165. 1, 167. 5, 168. 8. 12, 211. 3).

Der sehr grossen Zahl wohlerhaltener spätromanischer Portale steht nur eine kleine aus der frühen und mittleren Zeit gegenüber, weshalb wir gerade über die Anfangsstadien der Entwicklung zu wenig wissen. Nicht zu bezweifeln ist indes die Priorität Frankreichs. Cravant (Taf. 246. 4) gibt ein Beispiel für einfachen Rücksprung aus



dem Anfang des 11. Jahrhunderts, S. Martin de Londres (Taf. 257) für eingeschobenen Rundstab. Ausgebildete Säulenportale sind bis zum Schluss des Jahrhunderts mit Sicherheit nicht namhaft zu machen (z. B. die Exemplare von S. Etienne in Nevers und S. Etienne in Caen gehören nur dubitativ hierher), doch wird man im allgemeinen bis auf diese Zeit zurückgehen dürfen, da ein Menschenalter später das Motiv durch zahlreiche Beispiele von voller Reife bezeugt ist. Was Deutschland betrifft, so bekennen wir, eine bestimmte Zeitangabe noch weniger wagen zu können. Das 11. Jahrhundert jedenfalls kommt noch nicht in Frage. Hier finden sich durchweg noch sehr einfache Anlagen mit rechtwinkligen Pfosten, wagerechter Oberschwelle und einem schlichten Entlastungsbogen darüber. Interessant ist bei S. Emmeram in Regensburg die Nischenbildung mit Kreissegmenten im Grundriss (Taf. 292. 7). Zu den ältesten datierbaren Beispielen der ausgeprägt treppenmässigen Gliederung dürfte das Westportal zu Paulinzelle gehören, welches gleichzeitig mit der 1168 beg. Vorhalle ausgeführt wurde; wohl noch etwas älter und noch sehr einfach diejenige am südlichen Kreuzarm von Königslutter und S. Godehard in Hildesheim. Gehen wir dann bis ans Ende des Jahrhunderts vor, so bezeichnen beispielsweise die um 1190 ausgeführten Ostportale des Mainzer Domes (Taf. 218) das Maximum der um diese Zeit üblichen Prachtentfaltung; ein immerhin bescheidenes Mass verglichen mit dem, was in Frankreich schon zwei Menschenalter früher geleistet wurde. Eine um so reichere Nachblüte brachte dann das 13. Jahrhundert.

Der obere Abschluss zerfällt in Bogen (Archivolte) und Bogenfeld (Lünette, Tympanum). Die Archivolte war noch im Frühromanismus lediglich Entlastungsbogen, mit seinen Anfängern auf den Enden der Oberschwelle ruhend. Das Tympanum konnte als Nische ein wenig zurücktreten, wie in Taf. 277. 1, 284. 1; es konnte aber auch in gleicher Ebene bleiben, wie in 292. 7, 287. 2. Einiger Schmuck, sei es als teppichartige Inkrustation, sei es als Bemalung und schliesslich als Flachrelief, wird selten gefehlt haben (Taf. 291). Von der Oberschwelle ist zu bemerken, dass sie zuweilen nach der Mitte hin durch giebelartigen Anstieg verstärkt wird (230. 1, 290. 4); auch kommen, in Gegenden mit antiker Tradition, scheitrechte Bogen vor (284. 1). Im Gegensatz nun zu dieser frühromanischen Auffassung ist das entwickelte romanische Portal eine offene Arkade, oder vielmehr eine Gruppe von mehreren aneinander geschobenen, konzentrisch sich verengenden Arkaden. Ob dann der innerste Bogen mit einer steinernen Tafel, eben dem Tympanum, gefüllt wird, oder ob er offen bleibt, ist mehr eine Frage der Dekoration als der Konstruktion.

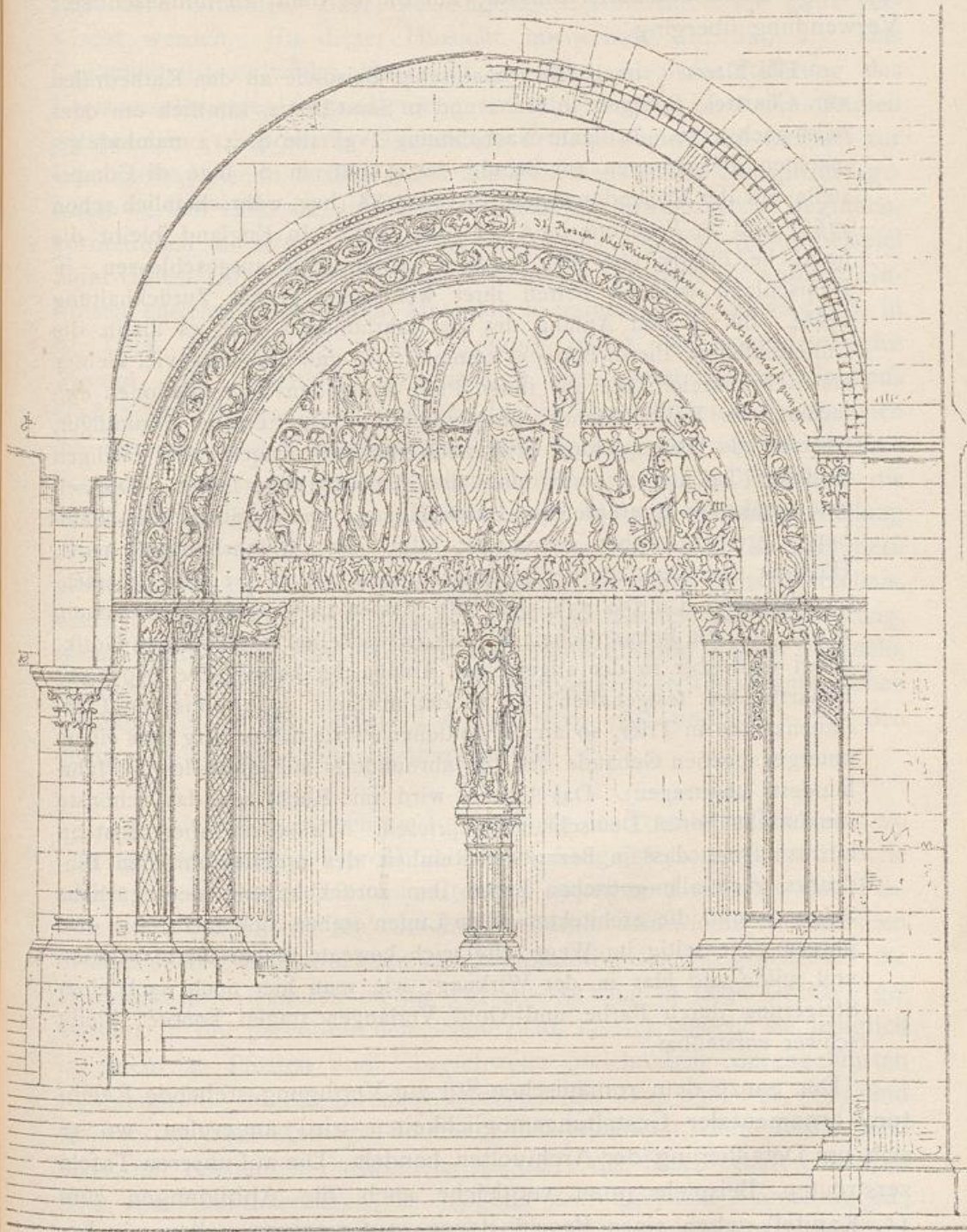


Das Tympanum ruht auf einem wagerechten Sturz, der Sturz auf Pfosten, die aber in der Regel in das System der umrahmenden Pfeiler und Säulen nicht einbezogen sind, vielmehr sich als ganz schlichter, unproflierter Mauerdurchbruch, zuweilen mit konsolenartiger Auskragung, darstellen (Taf. 286. 2, 292. 3. 4, 293. 1. 2).

Südfrankreich und Burgund sind die ersten, die der Thüröffnung eine bisher unerhörte Breite gaben, z. B. in Autun und Vezelay um ein Fünftel grösser als die Höhe bis zum Sturz. Die Absicht ist, für das Tympanum eine möglichst grosse Ausdehnung zu gewinnen, und diese wieder wurde begehrt als Grundlage weitläufiger figürlicher Reliefkompositionen (Hauptbeispiele: Autun, Vezelay, S. Trophime in Arles, S. Gilles, Conques, Moissac, Beaulieu). Eine notwendige Folge war die Unterstützung der Oberschwelle durch einen freistehenden Mittelpfosten (wofür die Franzosen einen eigenen Namen haben: Trumeau). Auf uns moderne Betrachter übt der mahnende, drohende Inhalt dieser meist dem jüngsten Gericht gewidmeten Portalskulpturen nicht mehr die unmittelbar erschütternde Wirkung wie auf die Menschen des Mittelalters; die Energie des künstlerischen Eindruckes, in dem sich grosse Pracht und feierliche Strenge vereinigen, ist noch immer be-  
zwingend; mit einem Anblick, wie z. B. in Vezelay aus der Vorhalle durch die geöffneten drei Portale abwärts die weite Perspektive des Innern kann in Bezug auf Stärke des Eindruckes wenig auf der Weit sich messen.

Ferner sind Südfrankreich und Burgund die ersten, die die Freistatue zum Schmuck der Portalgewände heranziehen. Die Anordnung in Saint-Gilles (übereinstimmend S. Trophime) zeigt Taf. 259. Lockerer ist die architektonische Eingliederung der gleichfalls kolossalen Gestalten in Moissac und Conques. In Autun und Vezelay wird mit schöner Wirkung zum Träger einer Figurengruppe der Mittelpfosten gewählt. Von Burgund pflanzt sich die Anregung in die Nord- und Westprovinzen fort; hier sind die Portale schmaler, ohne Trumeau, dafür mit breiterem, säulenreicherem Gewände; an dieses nun werden die Statuen angegliedert. Die verhältnismässige Bewegungsfreiheit, die sie am Mittelpfosten noch genossen hatten, geht ihnen hier verloren; sie sind an der Rückseite mit der Säule zusammengewachsen, werden selbst säulenartig starr und gestreckt, mehr den Pfeilerstatuen der Aegypter als den Karyatiden der Griechen sinnverwandt. Alles in allem ist es weder architektonisch noch plastisch ein glückliches Motiv und geradezu verhängnisvoll wurde, dass es gerade im Heimat-





Kathedrale von Autun, Westportal. (H. Stier.)



lande der Gotik entstehen musste, auf die es dann zu umfassendster Verwendung überging.

Die ältesten, noch rein romanischen Beispiele an den Kathedralen von Chartres, Bourges, le Mans und in Saint-Denis, sämtlich um oder bald nach 1150. Brillante Nachahmung (vgl. die S. 412 namhaft gemachten Beziehungen zur Schule des Anjou) in S. Jago di Compostella mit der Vollendunginschrift von 1188 (beg. wahrscheinlich schon 1168) und S. Vincente in Avila (Taf. 288). In England bleibt die figürliche Plastik von den Portalen nahezu ganz ausgeschlossen, in Deutschland wird in betreff ihrer wenigstens grosse Zurückhaltung geübt. Bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts sind es allein die Lünettenfelder, die in Betracht kommen; sie sind durchweg viel kleiner als in Frankreich, die auf ihnen Platz findenden Kompositionen einfacher, das Relief flacher; gewöhnlich nur eine einzige Hauptfigur, Christus als Weltenrichter, etwa noch von zwei Engeln oder Heiligen begleitet (Taf. 293. 2); oder bloss das apokalyptische Lamm. Die seltenen Beispiele figurenreicher Darstellungen, wie in Strassburg, Bamberg, Freiberg stehen schon der Mitte des 13. Jahrhunderts nahe. Häufiger überhaupt als der historische Schmuck ist der rein ornamentale (Beispiele Taf. 350. 352. 356). Wo Statuen am Gewände vorkommen, verrät sich die Bekanntschaft mit der entwickelten französischen Gotik; dabei wird aber in der allgemeinen Anlage der romanische Typus mit Beharrlichkeit festgehalten; so an der übrigens ganz gotischen Liebfrauenkirche in Trier, so an der goldenen Pforte in Freiberg (aus einem untergegangenen Gebäude des 13. Jahrhunderts auf eines des 15. Jahrhunderts übertragen). Das letztere wird mit Recht als das schönste romanische Portal Deutschlands gepriesen. Wir stehen aber nicht an hinzuzufügen, dass in Bezug auf Reinheit des architektonischen Eindrucks auch alle gotischen hinter ihm zurückbleiben; der figürliche Schmuck und die architektonischen Linien stehen sich nicht, wie dort immer, gegenseitig im Wege; die reich bewegte Pracht bleibt wundervoll milde und klar in der Wirkung; wie man hier noch nach einer Steigerung durch Farbe und Gold Verlangen tragen konnte, bleibt schwer vorstellbar.

Der ganze dem romanischen Stil zur Verfügung stehende Reichtum ornamentaler Gestaltungsmöglichkeiten wird angerufen, wo es sich um Detaillierung der Archivolten handelt. Die auf unseren Tafeln zerstreuten Beispiele (man vergleiche auch die Abbildungen zum 15. Kapitel) geben einen Begriff davon; auf wenigens wollen wir besonders aufmerksam machen. — Das Grundschema der Gliederung bilden die abgetreppten Rücksprünge. Diese dürfen durch das hin-



zutretende Ornament oder die eingelegten Rundstäbe nie ganz verwischt werden. (In dieser Hinsicht musterhaft Taf. 289. 2.) Das Ornament ist entweder als laufendes Band, also der Richtung des Kreisumschwunges folgend, oder aufrechtstehend, also den Radien entsprechend, disponiert. Das erstere Prinzip kommt am meisten zur Erscheinung, wenn anstatt jeden Zierates bloss glatte Simsprofile gewählt werden. Das ist, um die Uebersicht mit Frankreich zu beginnen, vornehmlich in der provençalischen Schule der Fall (Hauptbeispiel Saint-Gilles Taf. 254); höchstens tritt noch ein flaches, antiken Gesimsen entlehntes Ornament, Mäander, Eierstab u. s. w. hinzu (z. B. in Le Thor, Taf. 315. 6). Den Gegenpol bildet das normannische System mit einseitiger Verschärfung des Ausstrahlungsgedankens (Taf. 291). Schwankend zwischen beiden Grundsätzen verhalten sich die Pflanzen- und Tierornamente üppig mischenden aquitanischen Schulen. Durch sie zuerst wird auch die menschliche Gestalt in die Archivolte aufgenommen, und zwar nicht bloss in radianter Stellung (Taf. 333. 5), sondern frühzeitig, lange vor der Gotik, auch in peripherischer (Beispiele: S. Aubin in Angers, Parthenay-vieux, Eschillais, Civray, Saintes, Taf. 248, 249, 333. 6). Am feinsten ist die Wirkung, wenn glatte Stäbe und Kehlen mit ornamentierten Teilen wechseln, ein System, das um die Mitte des 12. Jahrhunderts in allen französischen Schulen Verbreitung findet (Taf. 289, 329, 330) und auch für den deutschen Uebergangsstil bestimmend ist.

Wir haben nun noch die Entwicklung des Portals in Italien, wo sich der rechtwinklige Durchbruch durch die ganze romanische Epoche erhielt, nachzuholen. Die vorwaltenden Typen sind (wie bei den Fassaden) der toskanische und der lombardische. Die wichtigen unter den toskanischen Fassaden haben als Hauptmotiv des Erdgeschosses die Wandarkatur. Dadurch ist die Portaldekoration in enge Grenzen gewiesen. In der florentinischen Schule (Taf. 237. 1) besteht sie lediglich in einem an Pfosten und Oberschwelle gleichmässig durchgeführten Rahmenprofil. In der pisanisch-lucchesischen (Taf. 236, 286, 287) sind die Pfosten nach Analogie antiker Anten behandelt, ohne Basis, doch meist mit reichem korinthischem Kapitell; der Sturz erhält eine Füllung von Akanthusranken, in jüngerer Zeit figürliche Darstellungen; darüber ein mehr oder minder reich dekoriertes Gesims; der Entlastungsbogen regelmässig überhöht und am Kämpfer wiederum mit Gesimsen versehen. Dieser Typus fand auch in Unteritalien Aufnahme,



wo gern auch die Schauseite der Pfosten ornamentiert wird (Taf. 327). Seit dem Ende des 12. Jahrhunderts zeigt sich mehrfach das nordische Säulenportal; im Beispiel von S. Giovanni in Lucca (Taf. 287. 3) mit dem älteren heimischen Typus verschmolzen, anderweitig, z. B. an den Kirchen von Toscanella und Corneto, in Rom an S. Antonio Abbate, den nordischen Vorbildern nahe kommend. In Sicilien zuweilen, z. B. in Cefalù, normannischer Zickzack. — Die Portale Oberitaliens zeigen sich verhältnismässig früh (vgl. S. Michele in Pavia, Taf. 243) mit dem nordischen Gliederungsprinzip vertraut; ihnen eigentümlich sind die Schutzdächer oder Baldachine auf freistehenden, von Löwen getragenen Säulen (Taf. 242—44). Die Pfosten sind mit einer Fülle, oft Ueberfülle, zierlich skulpierten Reliefs bedeckt, und zuweilen sind noch die anstossenden Wandflächen mit Relieftafeln ausgelegt; Hauptbeispiele S. Zeno bei Verona und S. Pietro in Spoleto (unter lombardischer Einwirkung die Kapelle von Schloss Tirol und das berühmte Portal der Schottenkirche in Regensburg; die Löwen mehrfach in den deutschen Alpenländern, dann mit einem weiten geographischen Sprunge in Königsutter und Nikolausberg bei Göttingen).

Vollständige Baldachine kommen ausserhalb Italiens nicht vor. Wohl aber wird im Interesse vollerer Archivoltengliederung ein Mauer vorsprung angelegt mit giebelförmigem Abschluss: z. B. Taf. 220. 3, 229. 1, 233. 3 und sonst noch oft im Uebergangsstil. Noch häufiger aber erhält, vornehmlich in Deutschland, diese Mauerverstärkung die Form eines rechteckigen Rahmens von der Stärke des Sockels und mit gleichem Profile in diesen übergeführt: Taf. 230. 1, 274. 4, 292. 3.

## 6. Gesimse und Sockel.

Zu den Aufgaben, die der romanische Stil zu lösen vorfand, gehörte auch die Neuordnung des Gesimswesens. Es war in den langen altchristlichen Jahrhunderten vollkommen verkümmert. Wiederanknüpfung an die Antike wurde nur in den wenigen Schulen versucht, die wir unter dem Begriffe der Protorenaissance zusammengefasst haben und von denen hier nicht weiter die Rede sein soll. Was sich in den Ländern diesseits der Alpen von antiken Bauten erhalten hatte, bot in seinem immer beschädigten Zustande gerade über diese wichtigen Bauglieder wenig Auskunft. Und vor allem: die tektonischen Voraussetzungen waren wesentlich andere. Das griechisch-römische Gesimse hatte seine charakteristische Form im Säulen- und Gebälkbau empfangen